Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 28 (1972)
Heft: 2

Artikel: Fachjargon und "das liebe Deutsch"
Autor: H.S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421059

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nem jungen Menschen mehr zumutbar, in irgendeinem Einübungsvorgang etwas zu leisten, wenn ihm nicht der Nutzen, die Notwendigkeit, der Sinn des Inhalts dieses Einübungsvorganges, möglichst bis hin zum Ende seines ganzen Berufslebens, einsichtig gemacht werden könne. Dies ist z. B. ein beliebtes Argument, mit dem Philologen unter den Universitätsstudenten sich weigern, heute noch Frühnormen der Sprachen und Literatur früherer Jahrhunderte beherrschen zu lernen.

Am Beispiel Sportler und Virtuose

Niemand aber käme auf die Idee, einem künftigen Hochleistungssportler oder einem Konzertvirtuosen einreden zu wollen, die vielen hundert scheinbar zusammenhanglosen Einzelübungen, die seine Ausbildung, sein Training über viele Jahre hinweg — oft von der Vorschulzeit an — erfordert, seien sinnlos, entwürdigend, weil er genauso später seine Finger oder Beine doch nicht bewegen werde. Der Angriff auf zahlreiche Übungs- und Lernfolgen in unseren Schulen und berufsbezogenen Ausbildungsprogrammen leugnet eine Erfahrungstatsache, die wir jedem Musiker, Künstler, Sportler, Schauspieler, der es zur Meisterschaft gebracht hat, ausnahmslos als Teil seines Erfolges, seiner Leistungshöhe zuschreiben: die Tatsache nämlich, daß jede irgendwann und irgendwie in einem Metier, einem Spezialberuf oder Teil eines Berufes wichtige oder günstige Fertigkeit lange zuvor bei sehr verschiedenen Aufgaben und Gegenständen erworben, geübt und vollkommnet werden kann, die keineswegs „das Ganze“ vorwegnehmen müssen.

Fachjargon und „das liebe Deutsch“

Sprache ist überall und immer das allgemeine und verbindliche Mittel der Verständigung innerhalb einer Kulturgemeinschaft. Niemand wird diese Feststellung anzweifeln. Daß es daneben „Sondersprachen“ gibt und zu allen Zeiten gegeben hat, ist ebenso wenig zu bestreiten; aber es kann sich bei den Gruppen-, Standes- und Berufssprachen — bekannte Beispiele: die Sprache der Studenten, der Jäger, der Seeleute — immer nur um besondere Ausprägungen des Wortschatzes, seltener des Satzbaus, handeln. Den größten Sonderwortschatz hat sich die technische Wissen-

schaft geschaffen — schaffen müssen; denn die gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten der Technik sind ja das Ergebnis einer Zusammenarbeit, die keine Grenzen kennt. Wen sollte es da wundern, daß die deutsche Sprache mit einer sich täglich vergrößernden Zahl internationaler Wörter, das heißt oft fremdester Fremdwörter, fertig werden muß!

Zum Glück beschränkt sich der geheimnisvolle Fachjargon auf den verhältnismäßig enggezogenen Kreis der jeweiligen Spezialistengruppe und einen der Arbeit und der Arbeitszeit vorbehaltenen Geltungsbereich. Der Atomphysiker, der Forscher im chemischen Laboratorium, der Computerfachmann — sie alle werden sich hüten, ihren Vorrat an nur ihnen verständlichen Fachausdrücken im häuslichen Kreis der Familie oder im Verkehr mit Jugendfreunden und Nachbarn auszubreiten.

Für die Umgangssprache stellen die modernen Fachsprachen also keine Bereicherung dar, im Gegenteil. Anders verhält es sich mit den alten Sondersprachen: Sie haben der deutschen Gemeinsprache im Laufe vieler Jahrhunderte und Daseinsformen gewaltige Dienste geleistet. Wie viele Wörter, Formeln und Redensarten, auf die heute niemand mehr verzichten wollte, verdanken wir beispielsweise dem Sonderwortschatz der Bauern! *„Ertrag“* ist zunächst das, was der Hof eines Bauern einträgt (in die Scheunen), *„abwerfen“* bezog sich ursprünglich auf die Obstbäume, die zur Reifezeit ihre Früchte beim leisesten Lüftchen . . . eben: abwerfen. Aus der Jägersprache stammen etwa die Ausdrücke *Hasenfuß, Kesseltreiben, bärbeißig* (das letzte Wort bezeichnet eigentlich Hunde, die auf die Bärenjagd abgerichtet waren); die Welt des Handwerkerstandes lebt weiter in sehr zahlreichen Wörtern und Wendungen: *etwas einfädeln, etwas zusammenschustern, am Zeug flicken; vernagelt, ungehobelt sein* und so fort.

Sprache sei in erster Linie Gedankenträger und Verständigungsmittel. Sie kann natürlich noch viel anderes sein: dem orthodoxen Diplomaten mag Sprache gelegentlich dazu dienen, seine Gedanken zu verbergen; der Gernegroß sucht sich mit einer gestelzten Ausdrucksweise Geltung und Ansehen zu verschaffen, und dies gelingt ihm unkritischen Mitmenschen gegenüber nicht allzu selten — leider; da und dort dient die Sprache auch dazu, sich und seine Stellung gegen außen abzusichern und allfällige Berufsvorteile und -geheimnisse zu wahren. Das mag in bestimmten Fällen sogar richtig sein, schon deshalb, weil nicht jeder die ungeschminkte Wahrheit erträgt. Der Arzt Paracelsus, auf die Ufenau gerufen, raunt, „indem verstohlen er herüber sah“, beim Anblick seines Patienten: „Facies hippocratica!“, worauf dieser — C. F. Meyers Ulrich von Hutten — allerdings eine unwirsche

Bemerkung nicht unterdrücken kann; er sieht im lateinischen Fachausdruck ein Element hochnäsiger Geisteshaltung:

„Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
und mischt so garst'ge fremde Brocken ein!"

„Das liebe Deutsch": Es wird leider oft auch von den *Vertretern der Geisteswissenschaften* übel traktiert, auf den Gebieten also, wo sich die Verwendung fremden Wortgutes von der Sache her nur ausnahmsweise rechtfertigt. Denn dies dürfte eine Binsenwahrheit geworden sein: Es gibt im geisteswissenschaftlichen Bereich kaum Gegenstände, die sich nicht ohne weithergeholte Wendungen in klarem und sauberem Deutsch darstellen ließen; als Kronzeuge mag Richard Fellers vierbändige „Geschichte Berns" gelten; hier hat ein großer Gegenstand die schönste, vornehmste sprachliche Gestalt angenommen. Aber mancher Fachwissenschafter wirft sich auch heute noch „den buntlappigen Bettlermantel der Fremdwörtelei" um (Eduard Engel), wenn er über eigene oder die Forschungsergebnisse anderer berichten — „referieren" — will. Leibnizens Meinung, nur das sei „würklich was Rechtschaffenes", was sich „ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse", ist ihnen fremd, schlichtes Deutsch genügt ihrem „Höhenflug" nicht: es tönt, nicht wahr, so bescheiden und so selbstverständlich, es sieht nach so wenig aus, daß der Leser an der Gelehrsamkeit des Verfassers zweifeln könnte — dies aber kann die liebe Eitelkeit nicht zulassen! Die Wissenschaftlichkeit hat eben ihren Preis, und man soll nicht erwarten, daß ein gebildeter Nichtfachmann auf Anhieb alles verstehe oder am Ende gar Genuß finde bei seiner Lektüre . . .
Was schaut bei dem gestelzten Tun heraus? — Oftmals ganz simple Tatbestände, gelegentlich gar Gemeinplätze, aber eben: verpackt in das gleißende Goldpapier einer hohlen Phraseologie. Oder wie es der schon erwähnte Leibniz gesagt hat: *„Leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam ein Schaum müßiger Gedanken."*
Man wird die Schuld an solchen Zuständen nicht einzelnen zuschreiben dürfen. Zwei Zitate, die ich dem prächtigen Buch eines „gegenläufigen" deutschen Wissenschafters entnehme (Victor Goerttler, „Vom literarischen Handwerk der Wissenschaft"), mögen die allgemeine Lage kennzeichnen: „In Deutschland beleidigt man die Professoren, wenn man ihre Arbeit zur Literatur rechnet" (Friedrich Sieburg); „Noch im Jahre 1942 wurde in der Fakultätssitzung einer großen Universität gegen die Berufung eines jungen angesehenen Forschers eingewandt, der Mann habe auch gemeinverständliche Bücher geschrieben" (Ludwig Reiners). Da wird einem klar: *Solange die offizielle Wissenschaft sich nicht*

vom papierraschelnden, dünkelhaften Gelehrtendeutsch alten Stils lossagt, so lange werden auch die jungen Fachvertreter das Wagnis scheuen, ihre Forschungsberichte auf einfache, verständige und verständliche Art mitzuteilen. Da wird dann weiterhin wie in einem breitangelegten Aufsatz über „Probleme der heutigen Germanistik in der Schweiz" — erschienen in einer großen schweizerischen Tageszeitung — von der „Reprintfreudigkeit in Ost und West" gefaselt, es gibt „Diskussionen und Probleme", die „ab ovo" oder nicht „ab ovo beginnen"; man hört von der „Einbeziehung nicht fiktionaler, sogenannter expositorischer Texte", und es gilt, „die polemischen Implikationen dieser Erweiterung" genauer zu beachten. Bücher der Trivialliteratur sind „Objekt des Kommerzes"; diese, die Trivialliteratur, kann uns „per contrarium zu Kriterien verhelfen", die „Überzeitlichkeit der Dichtung anders als nur ex eventu zu bestimmen", und „die Kanonbildung könnte auf diesem Umweg deutlicher, ja unmittelbar einsichtig werden". Bis zum Überdruß ist von „Problemen" die Rede (die der Verfasser „exponiert") — als ob nicht Fragen, Gegenstände, Stoffgebiete erörtert, besprochen oder Aufgaben gelöst werden könnten. Daß der Schreiber seine Gelehrsamkeit nicht unter den Scheffel stellt, haben die Beispiele zur Genüge dargetan; Ausdrücke wie „implizit", „Zirkel der petitio principii", „Rezeption", „Affiziertsein", „Spezifika", „Evidenz", „Relevanz", dazu Schlagworte (Selbstverständnis, Pluralismus, nachvollziehen) ergänzen das Bild.

„Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein?" fragt Hutten ärgerlich. Nun, wir alle brauchen gelegentlich ein Fremdwort, an bestimmten Stellen erfüllt das Fremdwort eine Aufgabe, für die kein deutsches mit gleicher Wirkung zur Verfügung steht. Aber ein weiser Grundsatz sagt, alles sei eine Frage des Maßes. Eine Abhandlung ausgerechnet über Fragen der Germanistik oder Deutschkunde müßte doch wohl, schon aus Gründen des guten Geschmacks, in einem einigermaßen sauberen, das heißt fremdwortarmen Deutsch abgefaßt werden. Zungendrescherei und gespreiztes Getue sind schlechte Diener der Wissenschaft, zumal der germanistischen.

„Ihr böse Teutschen, / Man sollt Euch peutschen, / Daß ihr die Muttersprach / So wenig acht'!" schimpfte vor dreihundert Jahren Johann Michael Moscherosch. Schade, daß sein Urteil nicht längst Geschichte geworden ist!

(H. S. in der Schweiz. Lehrerzeitung)